

*Tina Roth*

---

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Benin

10. Januar bis 02. April 2003

# Erste Kommunalwahlen in Benin

Von Tina Roth

Benin vom 10.01. – 02.04.2003  
betreut von der Heinz-Kühn-Stiftung



# Inhalt:

1. Zur Person	366
2. Erste Kommunalwahlen in Benin: Auf dem Weg zu Dezentralisierung und mehr Mitsprache	366
3. „Einfach zu auffällig“: Keine Wahl ohne Betrug	367
4. Zwei Bürgermeister sind einer zuviel	368
5. Der Spagat zwischen Tradition und moderner Demokratie	369
6. Demokratie heißt mitmischen	373
7. Verhexte Kinder	375
8. „Lieber Staub essen, als seine Kinder weggeben“	377
9. Eine eigene Identität finden	378
10. Exkurs nach Burkina Faso – Internationaler Weltfrauentag – Eine Front aus verkrusteten Traditionen	379
11. Notizen aus meinem Benin-Tagebuch	381

## 1. Zur Person

Tina Roth, 1977 geboren in Gummersbach, studierte Politische Wissenschaft in Bonn, Aberdeen und Grenoble. Neben dem Studium absolvierte sie eine dreijährige studienbegleitende Journalistenausbildung am Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses (ifp) in München. Freie Mitarbeit bei der Kölnischen Rundschau und der Zeitschrift Publik-Forum. Praktika bei den Kieler Nachrichten, beim Spiegel und verschiedenen Radio-Sendern (Radio Berg, WDR, SWR, SR und bei einem französischen Regionalsender in Vichy).

## 2. Auf dem Weg zu Dezentralisierung und mehr Mitsprache

Die Wahlurne liegt auf dem sandigen Schulhof der Grundschule in Akpakpa, einem Stadtteil von Cotonou. Um den Plastikbehälter herum stehen Leute aus dem Viertel. Sie sind an diesem Sonntag Mitte Januar früh aufgestanden, um ihre Stimmen bei den ersten Kommunalwahlen in dem westafrikanischen Staat abzugeben. Um sieben Uhr sollte es losgehen. Die lokale Wahlkommission hat Urne, Wahlzettel und Stempel auch pünktlich abgeliefert; auch die vorgeschriebenen Vertreter verschiedener Parteien sind gekommen, um zu kontrollieren, ob alles mit rechten Dingen zugeht. Doch mittlerweile ist es halb zehn, und die Urnen stehen noch immer nicht im Wahllokal, einem Klassenraum.

Über die Urne im Sand hinweg fliegen die Argumente hin und her, die Menschen streiten hitzig. Eine Gruppe um einen Parteienvertreter wittert Betrug: Der Mann, der behauptet, für die Organisation in diesem Wahllokal verantwortlich zu sein, sei nicht der gleiche wie beim ersten Wahlgang vor zwei Wochen. Und der Zettel, den der Angegriffene immer wieder zu seiner Verteidigung hoch hält, sei von der lokalen und nicht wie vorgeschrieben von der obersten Wahlkommission abgesehen. Koffi Lucienne, eine der 600 Wahlbeobachter von insgesamt 70 Nichtregierungsorganisationen, versucht zu vermitteln. Die gegenseitigen Anschuldigungen brächten keine Lösung, beschwichtigt sie. Man solle warten, bis ein Verantwortlicher der obersten Wahlkommission komme, um die Sache aufzuklären.

Die Aufregung auf dem Schulhof ist ein gutes Zeichen: Die Beniner kämpfen darum, dass ihre Wahlen gerecht ablaufen. Und sie haben Grund zur Vorsicht. Beim ersten Wahlgang vor zwei Wochen wurde versucht, die Umschläge mit den abgegebenen Stimmen vor der offiziellen Veröffentlichung auszutauschen. Doch der Betrug flog auf. Die Folge sei eine geringe-

re Wahlbeteiligung beim zweiten Wahlgang, erklärt Parfait Djibenou vom beninischen Institut für Meinungsumfragen. Das Wahlverhalten der Beniner richte sich danach, welcher der 30 großen Ethnien sie angehören. Ausschlaggebend für die Stimmabgabe ist das regionale Zugehörigkeitsgefühl zu einem Kandidaten; Parteiprogramme zählen auch angesichts der hohen Analphabetenrate von 80 Prozent wenig.

Diese ersten Kommunalwahlen sind ein wichtiger Schritt für die noch junge Demokratie. Nach 17 Jahren kommunistischer Planwirtschaft und Korruption entschied sich Benin 1990 für einen friedlichen Umschwung. Der damalige Präsident Matthieu Kérékou rief eine Nationalkonferenz aus Intellektuellen, Juristen und Priestern zusammen, um eine Lösung für das damals wirtschaftlich und politisch handlungsunfähige Benin zu finden. Die Nationalkonferenz erklärte sich zum neuen Volkssouverän und setzte für März 1991 die ersten freien Wahlen an. Erstaunlicherweise akzeptierte Kérékou die Entscheidung, was ihm die Beniner hoch anrechneten und ihn nach der ersten Amtsperiode von Nicephore Soglo wieder zum Präsidenten wählten.

Seither gehört Benin zu den wenigen einigermaßen funktionierenden Demokratien in Westafrika. Diese ersten Kommunalwahlen sind von großer Bedeutung, um die Demokratie nicht nur in der Verfassung festzuhalten, sondern sie auch in das Leben der Menschen in den Dörfern zu bringen. Oder wie Djibenou es ausdrückt: «Die Politik in Benin nähert sich den Menschen, und die Menschen nähern sich der Politik».

### **3. „Einfach zu auffällig“: Keine Wahl ohne Betrug**

Doch dieser Annäherungsprozess ist schwierig, wenn die Beniner immer wieder feststellen müssen, dass Wahlergebnisse gefälscht werden. Auch das Fazit der ersten Kommunalwahlen flößt nicht unbedingt Vertrauen ein: Die RAFET, eine afrikanische Vereinigung von Nichtregierungsorganisationen für die Transparenz der Wahlen, warf den Verantwortlichen massiven Wahlbetrug vor. Auf den Wahllisten seien in 90 Prozent der Fälle Namen von Personen aufgetaucht, die nicht im jeweiligen Dorf oder Stadtteil wohnen. Viele Politiker hätten das Wahlergebnis zu ihren Gunsten beeinflusst, indem sie Stimmen von Togolesen und Nigerianern gekauft hätten, die in Benin leben, aber gar kein Wahlrecht besitzen. „Um diese Ausländer auf die Wahllisten zu setzen, haben die Politiker die Dorfcheads bestochen, die für die Aufstellung der Listen verantwortlich sind“, erklärt RAFET-Sprecher Simon Haikon.

Der Betrug flog auf, als die Beobachter die Wahllisten mit den Listen der Präsidentschaftswahlen von 2001 verglichen. Die Zahl der Namen habe sich in vielen Dörfern verdoppelt oder verdreifacht. «Es ist einfach zu auffällig, wenn die Bevölkerung einer Kleinstadt wie Djougou im Norden Benins plötzlich mehr Einwohner zählt als Cotonou», die größte Stadt des Landes, urteilt Haikon. Trotzdem erklärte die beninische Regierung die Wahlen für gültig, was in vielen Dörfern für Unruhe sorgte.

#### **4. Zwei Bürgermeister sind einer zuviel**

In Bopa, einer kleinen Stadt im Departement Mono herrscht am Tag, an dem der Bürgermeister ins Rathaus einziehen soll, Chaos. Alle wissen: Der Sieger der Wahlen hat betrogen, sein Gegenkandidat ist der wahre Sieger. Dieser hat, wie es das beninische Recht bei Verdacht auf Wahlbetrug vorsieht, beim Verfassungsgericht Einspruch erhoben. Doch bis das Gericht sein Urteil gefällt hat, beginnen die Wahlsieger, ob rechtmäßig oder nicht, ihre Arbeit als Bürgermeister.

Die Einwohner von Bopa, die ihre Stimme für den eigentlichen Sieger abgegeben hatten, wollen es nicht hinnehmen, dass ein Betrüger ihr Städtchen leitet, auch nicht vorübergehend. Sie stehen um das Rathaus herum, um den Einzug des falschen Bürgermeisters zu verhindern. Die Türen und Fensterklinken haben sie mit Palmblättern umbunden, ein traditionelles Symbol dafür, dass im Haus jemand gestorben ist. „Wenn heute hier in Bopa ein Betrüger Bürgermeister werden soll, dann haben wir allen Grund zu trauern“ erklärt einer der Umstehenden.

Doch der vermeintliche Wahlsieger schafft es nicht einmal in die Nähe des Rathauses. Aufgebrachte Bürger haben einige Kilometer vor Bopa die einzige Zugangsstraße verbarrikadiert. Auch auf den Straßen in Bopa brennen Feuer auf den Wegen. Die Stimmung hat sich bis zum Nachmittag aufgeheizt: mit Trommeln und Rasseln machen die Menschen ihrem Ärger Luft. Ihre Blockade halten sie drei Wochen durch. Dann greift der beninische Innenminister persönlich ein: Das Verfassungsgericht entscheidet im Eilverfahren, dass Wahlbetrug vorgelegen hat. Der rechtmäßige Bürgermeister kann sein Amt aufnehmen, Bopa kommt zur Ruhe.

Die RAFET will nun wenigstens korruptionssichere Regeln für zukünftige Wahlen finden. Die Aufstellung der Wahllisten soll nicht mehr vom Gutdünken der Dorfchefs abhängen. Denn die sind nicht demokratisch legitimiert, sondern werden von einer Gruppe von Dorfältesten auf Lebenszeit ernannt und unterliegen danach keinerlei Kontrolle. Statt die Zusammenstellung der

Wahllisten den Dorfchefs zu überlassen, soll künftig jeder Beniner einen Personalausweis erhalten, der seine Staatsangehörigkeit nachweist. Bislang haben nur reichere Beniner die 3.500 CFA, umgerechnet rund sechs Euro, für einen Ausweis investiert, weil sie ihn für Bankgeschäfte oder für Reisen ins Ausland benötigen.

Die RAFET fordert von der Regierung, den Preis auf umgerechnet 40 Cent zu reduzieren: «Nur wenn jeder Beniner einen Personalausweis besitzt, können wir Wahlbetrug ausschließen.»

## 5. Der Spagat zwischen Tradition und moderner Demokratie

Doch es sind nicht nur die Spielregeln der Wahlen, die der jungen Demokratie Schwierigkeiten bereiten. Das kleine Land ist geprägt durch seine Traditionen und Rollenverteilungen, die weder die Kolonialzeit noch der Kommunismus zerstört hat.

In Pèrèrè schlagen die Trommler ihre Tamtam. Dumpfe Töne, langsam und schwer. Der König ist gestorben.

Schon jetzt, zwei Stunden nach seinem Tod hat sich der Platz der kleinen Stadt im Norden Benins mit Menschen gefüllt. Bis zum Nachmittag kommen hunderte aus den umliegenden Dörfern hinzu, um die Familie des Königs zu grüßen und ihnen ihr Beileid auszusprechen. Bei den Bariba, die in dieser Region leben, ist das Grüßen eine langwierige Angelegenheit. „Wie geht es der Familie?“ fragt einer, worauf sein Gegenüber ein „Oh“ murmelt, ein Zeichen positiver Zustimmung. Dieses kommentiert der Fragesteller wiederum mit einem „oh“ und dann geht das „oh“ ungefähr sieben mal zwischen den beiden hin und her bevor eine weitere Frage kommt („und das Feld?“) und die Prozedur von vorne beginnt.

Die Dorfchefs haben sich auf Strohmatten niedergelassen. Sie sitzen nicht weit von der runden Hütte, in der man den König aufgebahrt hat. Die Trommeln schlagen nun lauter als am Morgen und werden begleitet vom lauten Jammern und Klagen der Frauen. Gegen Abend tragen die Männern der Königsfamilie den in besondere Tücher und Strohmatten gewickelten Leichnam nach draußen. Die Stimmung schlägt erneut um: In Pèrèrè herrscht nun Volksfeststimmung. Tanzend begleiten die Einwohner ihren König durch die staubigen Straßen. Die Träger drohen scherzend, den Toten zu verbrennen, wenn die Leute nicht sofort einige Münzen geben.

Unter großem Geschrei und wilden Trommelschlägen geht es durch die Menschenmenge zum Grab hinter dem Haus der Königsfamilie. Das Grab ist ein schmaler Schacht, der sich unten zu einer kleinen Höhle verbreitert.

Hier wird der Tote wie ein Embryo im Bauch der Mutter liegen. Bevor sie das Grab mit Holz und Erde füllen, legen die Bewohner Pèrèrès Essen neben ihren König und besprenkeln ihn mit Wasser aus einem heiligen Fluss. Der älteste Sohn des toten Königs stößt einen Holzstab in das frische Grab.

Noch viele Tage herrscht im Ort Ausnahmezustand. Aus ganz Benin und sogar aus dem Ausland kommen Familienangehörige und Freunde, um in ihrem Heimatort dem König die letzte Ehre zu erweisen.

„Der König ist tot, lang lebe der König!“ – so einfach geht es bei den Bariba nicht, denn die Thronfolge ist bei ihnen nicht festgelegt und variiert zudem von Königreich zu Königreich.

In Pèrèrè gibt es zwei Königsfamilien, die abwechselnd den Herrscher stellen. Zuerst bestimmt die aktuelle Königsfamilie einige mögliche Kandidaten. In den nächsten Monaten diskutiert nun die neue Königsfamilie die Vor- und Nachteile der jeweiligen Cousins, Brüder und Onkel. Schließlich einigen sie sich auf einen, den sie nun den Bewohnern von Pèrèrè vorschlagen. Dazu gehen einige Mitglieder der Königsfamilie von Hütte zu Hütte, und die Einwohner geben ihre Einschätzung zum vorgeschlagenen Kandidaten ab. Da dieser bei den Besuchen nicht dabei ist, können die Befragten dabei frei ihre Bedenken äußern. Wenn sich am Schluss zu viele Menschen gegen den Kandidaten der Königsfamilie aussprechen, wird erneut diskutiert und wieder wird ein Rundgang durch alle Familien des Ortes gemacht.

Wenn es auf diese Weise nicht gelingt, einen neuen König zu bestimmen, wird abgestimmt. Die vorgeschlagenen Kandidaten sehen in verschiedenen Ecken auf dem Dorfplatz und die Bewohner treffen ihre Wahl, indem sie sich hinter ihren Kandidaten stellen. Und wenn dann der neue König feststeht, wird der Stock aus dem Grab des Verstorbenen gezogen. Lang lebe der König!

Die traditionelle Benennung des Königs erscheint wie eine Mischung aus monarchischen und demokratischen Elementen. Die Beniner sind also durchaus auch daran gewöhnt, dass ihre Meinung zählt, dass sie Entscheidungen mitbestimmen können. Vielleicht liegt den Menschen hier trotz aller hierarchischen Strukturen die Demokratie gar nicht so fern, wie man auf den ersten Blick vermuten könnte.

Doch auch wenn die Ernennung der Könige demokratische Elemente aufweist – in der Ausübung ihrer Macht waren sie nie durch eine Kontrolle eingeschränkt. Vor der Kolonisation trugen Könige und Dorfchefs die alleinige Verantwortung für das Funktionieren der Gesellschaft. Ihr Wort war Gesetz. Mit der Kolonisation schränkten die Franzosen diese Machtstellung der traditionellen Herrscher erstmals ein.

Und auch mit der Unabhängigkeit 1960 verloren die traditionellen Herrscher an Macht. Die 70er Jahre waren ein Jahrzehnt politischer Instabili-

tät; Staatsstreich und Putschversuche sorgten für Unruhe im Land. Kurz nachdem Kérékou 1972 durch einen Militärputsch an die Macht gelangte, erklärte er den Marxismus-Leninismus zur Staatsideologie und gründete die Einheitspartei „Parti de la Révolution Populaire du Bénin“ (PRPB). Kontrolle durch Beteiligung: Das Leben der Beniner spielte sich vor allem in Jugend- und Frauenorganisationen, Gewerkschaften oder dem „Komitee zur Verteidigung der Revolution“, (CDR) ab.

Der Einfluss der traditionellen Führer wurde weiter geschwächt. Und auch als sich das Land für Demokratie und Mehrparteiensystem entschied, schränkten die neuen Strukturen den Einfluss von Königen und Dorfcchefs ein. Den vorläufig letzten Schritt in dieser Entwicklung stellen die ersten Kommunalwahlen dar. Die neu gewählten Bürgermeister haben mehr Kompetenzen erhalten, als es ihre Vorgänger, die von der Regierung eingesetzten Unterpräfekten, hatten.

Ob Kolonialherren, Kommunisten oder heute die demokratisch gewählten Bürgermeister – sie alle haben gegenüber den traditionellen Herrschern eine mächtige Jokerkarte. Ihre Macht steht festgeschrieben in einem Gesetz. Könige und Dorfcchefs dagegen legitimieren ihre Entscheidungen einzig durch die Tradition, auf ein niedergeschriebenes Recht können sie sich nicht berufen.

In Gourou, einem kleinen Dorf im Nordosten Benins sitzt der alte Dorfcchef Sunokpèllèguroji auf einem abgezogenen Ziegenfell vor seiner Lehmhütte. Neben ihm bereitet seine Frau auf einem Feuer das Abendessen. Er hat die kommunistischen und ab 1990 dann die demokratischen Unterpräfekten kommen und gehen sehen. „Die Unterpräfekten haben unser Leben nicht verbessert, und die neuen Bürgermeister werden es auch nicht tun. Wenn früher jemand krank war, ist er zum Heiler gegangen. Der hat ihm geholfen, einfach so. Heute gehen wir in die Krankenstationen und wer die 10.000 Francs für die Behandlung nicht hat, den schicken sie wieder nach Hause“. Nach dieser Rundumschlagkritik jedoch differenziert der alte Mann. Die nun gewählten Bürgermeister seien besser als die von der Regierung in Cotonou eingesetzten Unterpräfekten. „Der Bürgermeister stammt wenigstens aus unserer Gegend. Er wird hoffentlich nicht mehr nur das Geld schlucken und dann verschwinden“ hofft Sunokpèllèguroji.

Vergangene Woche, direkt nach seinem Einzug ins Rathaus hat Isaon Babei den alten Mann vor seiner Hütte besucht. Der frischgewählte Bürgermeister muss Ergebnisse bringen und seine Wähler überzeugen, wenn er bei den nächsten Wahlen wieder gewinnen will. Der Dorfcchef hat es nicht nötig, immer auf die Gunst der Bevölkerung bedacht zu sein. Einmal ernannt behält er seine Funktion bis zu seinem Tod. Die Leute aus dem Dorf respektieren ihn und sein Urteil, weil er im Kontakt zu den Ahnen steht. Und weil

sich die traditionellen Priester an ihn wenden, wenn ihre Orakel verkünden, dass dem Dorf Gefahr droht.

Der Animismus, die ursprüngliche Natur-Religion Benins, ist nach wie vor weit verbreitet. Die Missionstätigkeit konnte ihn nicht verdrängen. Auch wenn sich heute rund 20 Prozent der Beniner zum christlichen und weitere 15 Prozent zum muslimischen Glauben bekennen, vertrauen die meisten von ihnen zusätzlich auch noch auf die alten Kulte. Auch der Kommunismus änderte am Einfluss des Animismus nichts, obwohl Kérékou 1975 im Namen des Marxismus-Leninismus verkündete: „Unser Volk hat sich noch nicht von den sie beherrschenden, rückschrittlichen Einflüssen befreit. Der Fetischismus, die Hexerei, die Kulte und Klöster beherrschen die bürgerliche Massen und müssen als Ausdruck des Feudalismus verboten werden“.

Der Animismus überlebte und wurde nach 1990 sogar von offizieller Seite wieder anerkannt. Der erste demokratisch gewählte Präsident Nicéphore Soglo widmete dem Voodoo mit dem 10. Januar einen nationalen Feiertag.

Nicht zuletzt durch die Bedeutung der alten Kulte genießen auch Dorfchefs und Könige großes Vertrauen. Bei einem Streit zwischen zwei Familien oder auch zwischen Ehepartnern gehen die Menschen zu ihm und akzeptieren sein Urteil, wie auch immer es ausfällt. Doch bei größeren Konflikten hat er seinen Einfluss schon lange an Polizei und Gerichte verloren. Früher verteilte der Dorfchef die Felderparzellen und bestimmte darüber, wie viel und wann gejagt oder gefischt werden durfte. Der alte Dorfchef von Gourou behauptet: „Wenn der Bürgermeister an einen Fremden Land verkaufen will, werde ich das ablehnen und dazu habe ich das Recht“. Doch dieses Recht hat er nicht, die Verwaltung der Grundstücke ist Sache der Kommune. Aber so ganz klar ist niemandem, wer jetzt eigentlich für was zuständig ist.

Traditionell ist zum Beispiel der König oder Dorfchef für den Markt verantwortlich. In Pèrèrè war der Wochenmarkt kein großer Erfolg, er zog kaum Händler und Käufer aus den umliegenden Dörfern an, und Warenangebote und Umsätze blieben entsprechend unbedeutend. Der König ließ die Priester eine Woche lang beraten und die Orakel befragen. Ihr Urteil: Statt an jedem Freitag solle der König den Markt alle vier Tage stattfinden lassen. Diese Entscheidung führte zu keiner Verbesserung. Weil ja nun immer an einem anderen Tag Markt war, wusste niemand mehr, wann er eigentlich stattfand. Auch die Entscheidung, den Markt an eine andere Stelle im Ort zu verlegen, brachte keine Verbesserung.

Heute liegt die Verwaltung des Marktgeschehens offiziell in den Händen der Bürgermeister und Gemeinderäte. Bürgermeister Babeio kennt seine Rechte. Doch er kennt auch die Menschen: „Ich werde nicht ohne den König entscheiden. Wenn er nicht einverstanden ist, habe ich auch den Ort gegen mich“. Auch wenn die traditionellen Führer in den Gesetzen nicht

vorkommen, behalten sie in der Realität der Menschen eine entscheidende Funktion.

In Burkina Faso, dem nördlichen Nachbarn Benins, finden bereits seit 1995 Kommunalwahlen statt. Der Bürgermeister von Dieboucou im Nordwesten hatte Geld von der französischen Entwicklungshilfe bekommen, um den Markt zu erneuern und zu vergrößern. Doch der Platz war begrenzt und der Bürgermeister entschied, den Markt auf das Feld am anderen Ende des Dorfes zu verlegen. Doch die teuren, neu gebauten Marktstände nahmen die Einwohner nicht an. Sie beharrten darauf, dass der alte Platz ein guter Platz gewesen sei, von Ahnen und Geistern geschützt. Mit Polizeigewalt zwang der Bürgermeister die Menschen zum neuen Markt, doch immer wieder kehrten sie nach einer Weile wieder an den alten Platz zurück. Noch heute stehen in Dieboucou die Stände ungenutzt am Rande des Ortes, weil der der Bürgermeister es nicht für nötig gehalten hatte, die Dorfchefs um Rat zu fragen.

„Wenn mein König und Kérékou mich zum Frühstück einladen würde ich zuerst zum König gehen“ bringt es ein Bewohner Pèrères auf den Punkt. Doch der Einfluss der Dorfchefs und Könige birgt auch Gefahren: geschickte Politiker machen ihn sich bei Wahlen zu Nutze. Um Stimmen zu gewinnen, bestechen sie die traditionellen Machthaber. Haben die Kandidaten erst einmal die Gunst des Dorfchefs gewonnen, haben sie auch den Großteil der Bevölkerung hinter sich.

Aber auch Nichtregierungsorganisationen (NRO) und Stiftungen können die traditionellen Strukturen für ihre Ziele nutzen. „Durch sie können wir die Bevölkerung erreichen. Wenn die Trommler des Königs ihre Tamtams schlagen, kommen alle. Auf eine Einladung der Bezirksregierung dagegen reagiert fast niemand“, erklärt Paul Dehoumen, Mitarbeiter der Konrad-Adenauer-Stiftung in Cotonou. Unicef konnte mit Hilfe von Dorfchefs und Königen die Eltern in den Dörfern überzeugen, ihre Kinder impfen zu lassen.

## **6. Demokratie heißt mitmischen**

Wie sich das Verhältnis zwischen demokratischen und traditionellen Strukturen entwickelt, wird die Zukunft zeigen. Bislang wissen selbst die Bürgermeister häufig nicht, welche Funktionen sie eigentlich zu erfüllen haben. Sie müssen erst lernen, wie man einen Haushaltsplan aufstellt oder ein Geburtsregister führt. „Wir haben hier einfach nicht ausreichende Kapazitäten, um effizienter arbeiten zu können“, klagt Antoine N´Dah, Bürgermeister

von Natitingou im Nordosten Benins. „Vor allem macht es mir Sorgen, dass die Bevölkerung keine Anstalten macht, mitzuwirken“, sagt er.

Die geringer Motivation, in den Entscheidungsprozess einzugreifen erklärt N'Dah sich dadurch, dass die Leute noch nicht begriffen hätten, dass er und der Gemeinderat dazu da seien, die Interessen der Menschen vor Ort zu vertreten. Hier wirke sich der Einfluss der alten Verwaltungsstrukturen aus, die ja tatsächlich nur die Vorgaben der Regierung umzusetzen hatten.

N'Dah will in den kommenden Monaten vor allem versuchen, die Einwohner Natitingou's über ihre Möglichkeiten der Mitwirkung zu informieren: „Dafür wäre ein Kommunalradio ein geeignetes Mittel. Die Leute blieben dann auf dem Laufenden darüber, was in der Gemeinde passiert und wären motiviert, sich selbst eine Meinung zu bilden und die einzubringen“.

Natitingou fehlen dazu zur Zeit die Mittel. Doch in einigen Gemeinden Benins existieren solche Radios bereits. Gemeinsam mit dem schweizerischen Entwicklungsdienst hat Omar Monadou von der NRO „Kilimandscharo“ 1998 insgesamt fünf Kommunalradios in verschiedenen Städten Benins ins Leben gerufen. „Das Radio ist für viele die einzige mögliche Informationsquelle. Denn Zeitungen gibt es nur im Süden und zudem können die meisten Beniner nicht lesen und verstehen kein Französisch“, urteilt Monadou. Die Kommunalradios senden darum nur fünf Prozent auf französisch, der Rest des Programms läuft in den unterschiedlichen Landessprachen der jeweiligen Region. Zu Wort kommen dabei der Bürgermeister, NRO, Kirchen und Verbände. Viele Ehrenamtliche beteiligen sich an der Gestaltung der Sendungen. Derzeit gibt es in Benin 17 nichtkommerzielle Radios, aber der Bedarf ist noch lange nicht gedeckt: „In zehn Jahren“, prophezeit Manadou, „werden wir alle 30 Kilometer eine Radiostation haben“.

Doch das Mitwirken am politischen Geschehen ist nicht nur ein technisches Problem. Einige Volksgruppen ziehen es traditionell vor, Abstand zu anderen Gruppen zu halten. Im Norden leben die Fulbe, die etwa ein Prozent der Gesamtbevölkerung Benins ausmachen. Die Fulbe sind Normaden, die mit ihren Rindern durch das Land ziehen und ihre Hütten aus Strohmatte schnell auf- und abbauen können. Ein Volk, das nicht sesshaft ist, kann sich naturgemäß nur schwer kontinuierlich an der Gemeindepolitik beteiligen. Fulbe-Kinder besuchen nur in den seltensten Fällen die Schule. Wer kein französisch spricht, nicht lesen und schreiben kann, disqualifiziert sich von vornherein. Er kann kein Amt im Gemeinderat übernehmen, geschweige denn Bürgermeister werden. Traditionell lebende Fulbe haben dadurch keine Möglichkeit, sich am politischen Prozess zu beteiligen. „Aber sie wollen sich eigentlich auch gar nicht einmischen“, erklärt Bio Djega, Vorsitzender der NRO „Potal Men“, die sich für die Belange der Fulbe einsetzt.

Djega muss es wissen, denn er ist selbst Fulbe, der jedoch als Jugendlicher sein Normadenleben aufgab und in die Stadt zog. „Mein Volk ist sehr traditionsbewusst. Die Fulbe akzeptieren nichts Neues, nicht Fremdes. Sie suchen die Isolation und wollen mit anderen Ethnien nicht viel zu tun haben“.

Doch solange die Fulbe auf Distanz bleiben, können sie auch nicht ihre Interessen vertreten. Die NRO „Portal Men“ versuchte, eine Brücke zu schlagen: Die Fulbe behutsam am politischen Prozess beteiligen, ohne dabei ihre Traditionen zu zerstören. Die NRO passte sich an den Lebensrhythmus der Fulbe an. Statt sie zu drängen, ihre Kinder in den Dorfschulen anzumelden, bildeten sie zunächst Fulbe zu Lehrern aus. Seit 1997 unterrichten diese nun innerhalb ihrer Gesellschaft und schaffen so die Grundvoraussetzungen für eine Partizipation.

Die Alphabetisierung war jedoch nur der erste Schritt. Nachdem eine Fulbe-Generation herangewachsen war, die lesen und schreiben konnte, wurden Programme zur politischen Aufklärung angeboten. Welche Vorteile bringt eine Beteiligung am politischen Prozess? Wie funktioniert eine Wahl? Wer kann sich zum Kandidaten aufstellen lassen? Welche Rechte und Pflichten hat ein Bürgermeister und ein Gemeinderat?

Heute haben einige ihr Normadentum aufgegeben und sich an den Rändern der Dörfer angesiedelt, um ihre Interessen und Rechte zu verteidigen. Die Demokratie fordert ihre Opfer.

## 7. Verhexte Kinder

Doch nur Aufklärung und Beteiligung tragen dazu bei, dass langsam jene grausamen Traditionen verschwinden, denen auch heute noch viele Menschen und vor allem Kinder in Benin zum Opfer fallen.

Djanilatou hätte eigentlich sterben sollen. Weil bei ihr zuerst die oberen statt wie normalerweise die unteren Schneidezähne zuerst durchbrachen. Für die Bariba, eine im Norden Benins und im Nord-Osten Nigers lebende Volksgruppe, ist das kein Zufall sondern eine Warnsignal. Frühgeburt, Steißgeburt, ein Baby, das zu früh krabbelt oder eben die oberen Schneidezähne zuerst bekommt – die Bariba deuten solche Launen der Natur als Zeichen dafür, dass die Kinder mit einem bösen Zauber belegt sind und der Gemeinschaft Schaden zufügen wenn sie älter sind. Um das zu verhindern, gibt es in jedem Bariba-Dorf einen Mann, der die „anormalen“ Babys tötet. Auf grausame Art und Weise. Manchmal sind es auch die Eltern selbst, die ihre Kinder umbringen. Die Henker vergiften oder schlagen die kleinen Körper solange gegen einen Baum, bis sie sterben. Manche setzen ihre Ba-

bys auch aus und überlassen sie dem Hungertod. Djanilatous Eltern hatten sich zunächst geweigert, ihre kleine Tochter zu töten. Doch die Großeltern beharrten darauf, dass Djanilatou mit ihren oberen Schneidezähnen verhext sei und die ganze Familie ins Verderben führen würde.

Vielleicht nagten zu viele Zweifel an Djanilatous Vater. Vielleicht hatte das Mädchen auch einfach nur Glück. Jedenfalls überlebte sie. Das Gift, das der Vater ihr einflößte, machte sie krank, brachte sie aber nicht um. Der Versuch, die Kleine zu ertränken, schlug fehl. Die Großeltern misstrauten schließlich ihrem Sohn und nahmen die Sache selbst in die Hand. Sie kauften hochkonzentrierte Pestizide, mit denen sie eine Kuh hätten umbringen können.

Doch eine Verwandte aus dem 40 Kilometer entfernten Städtchen Natitingou erfuhr von den Plänen der Großeltern. Sie kam und alarmierte Bürgermeister und Polizei. Gemeinsam holte sie die verstörte Djanilatou aus ihrer Familie heraus. Die Tante nahm sie mit sich.

In städtischen Gebieten verschwindet die Kindertötung mehr und mehr, weil hier Staat und Kirche für Aufklärung sorgen. In den Dörfern aber hält sich die grausame Tradition. Selbst wenn viele wissen, dass sie eine Straftat begehen, ist doch der Aberglaube größer als die Angst vor der Strafe. Statt wie früher öffentlich zu töten, versucht man heute den Mord zu vertuschen.

Häufig sind es Nonnen oder Mönche, die die Kinder aus ihren Familien holen und ihnen so das Leben retten. Bio Sanounou, katholischer Priester, ist selbst Bariba. „Es reicht nicht, die Kinder in letzter Minute zu retten. Selbst wenn sie mit dem Leben davon kommen, tragen sie doch schwere psychische Schäden davon“, erklärt er. In seinem Dorf Sehegourou hat er darum eine Entbindungsstation aufgebaut. Die Hebammen sind verschwiegen: Wenn ein Kind hier als Steißgeburt zur Welt kommt, erfährt die Familie davon nichts. Die Mütter selbst behalten die Umstände der Geburt ebenfalls für sich, um das Leben ihrer Kinder zu schützen.

Djanilatou war bei ihrer Tante in Natitingou zunächst in Sicherheit. Doch die Familie aus dem Dorf hielt an ihrem Vorhaben fest und drohte, das Mädchen zu entführen. Schließlich brachte die Tante ihre mittlerweile sechsjährige Nichte in einem Kinderheim unter.

Noch heute lebt Djanilatou in einem SOS-Kinderdorf. Die Mitarbeiter des Kinderdorfes haben eine schwere Aufgabe zu erfüllen. Behutsam versuchen sie, Kindern wie Djanilatou wieder Vertrauen in ihre Umwelt zu geben und ihnen über die traumatischen Ereignisse ihrer Kindheit hinwegzuhelfen. Djanilatou spielt mit ihren „Geschwistern“ ihrer SOS-Familie. Sie lacht wie ein normales kleines Mädchen. Doch es gibt auch die traurige, verletzte Djanilatou, die nachts Alpträume hat und weinend in ihrem Bett liegt, weil die Erinnerungen sie nicht schlafen lassen.

## 8. „Lieber Staub essen als seine Kinder weggeben“

„Lieber mit seinen Kindern leben und in der Not mit ihnen Staub essen, als sie weggeben“, sagt Alfons Zondo heute. Vor drei Jahren ging es seiner Familie sehr schlecht. Seine Frau war von einem Tag auf den anderen verschwunden, und Alfons wusste nicht mehr, wie er sich und seine acht Kinder durchbringen sollte. Als eine Verwandte ihm anbot, die siebenjährige Charlotte zu sich zu nehmen, willigte Alfons ein. Doch bei der Verwandten durchlebte das Mädchen die Hölle: Morgens um vier Uhr raus, putzen, waschen, kochen, den ganzen Tag bis spät in die Nacht. Charlotte ernährte sich von den Resten vom Abendessen der Familie – wenn es welche gab.

In Benin gibt es auch heute noch viele solcher und schlimmerer Fälle. Die Eltern sind sich häufig nicht darüber im Klaren, was sie ihren Kindern antun, wenn sie sie fortgeben. Charlotte konnte keinen Kontakt mit ihrem Vater aufnehmen, denn das Dorf der Verwandten war weit entfernt. Nur durch Zufall kam Alfons Zondo nach einem Jahr vorbei. Als er seine abgemagerte und erschöpfte Tochter sah, war er geschockt und holte sie sofort zurück. Manchmal sind es die eigenen Verwandten, manchmal organisierte Vermittler, die mit dem Versprechen locken, die Kinder auszubilden und ihnen eine Arbeit zu besorgen.

Haben gutgläubige Eltern erst einmal eingewilligt, verschwinden die Kinder oft spurlos. In Ländern wie der Elfenbeinküste, Gabun, Niger oder Kamerun arbeiten sie dann in fremden Familien oder schufteten auf Plantagen. Das Risiko für die Menschenhändler ist gering, denn in vielen Ländern ist die Strafverfolgung schwach. Und wie bei Waffenhandel oder Drogengeschäften sind ihre Gewinne astronomisch: Für ein paar Dollar können sie ihre jungen Opfer jahrelang ausbeuten. Benin erregte 2001 internationales Aufsehen, als die Polizei bei einer Kontrolle des Schiffs „Etireno“ 23 Kinder aus Benin, Togo und Mali entdeckte. Die 5 bis 14-Jährigen sollten als „Hausklaven“ nach Gabun transportiert werden. Das Problem Kinderhandel war zwar in dem kleinen Land an der westafrikanischen Küste schon länger bekannt, doch nach dem Fall „Etireno“ verstärkten Regierung und Nichtregierungsorganisationen (NRO) in der Region ihre Projekte.

Bis heute gründeten rund 600 Dörfer so genannte Dorfkomitees, denen jeweils fünf bis sieben gewählte Mitglieder angehören. Sie versuchen mit Informationsabenden, die Eltern für das Problem Kinderhandel zu sensibilisieren. Zudem zählen die Dorfkomitees regelmäßig alle Kinder im Dorf. Wenn plötzlich eines verschwindet oder ein neues auftaucht, forschen sie nach und verständigen gegebenenfalls die „Brigade zum Schutz von Minderjährigen“, eine Sondereinheit der Polizei. Sie konnten seit ihrer Gründung 1983 rund 5.000 Fälle aufdecken. „Doch das ist nur die Spitze des

Eisbergs; die Dunkelziffer kann man kaum abschätzen“, sagt Adam Zahari, Mitarbeiter des UN-Kinderhilfswerks UNICEF und verantwortlich für das Projekt „Protection“. UNICEF unterstützt in Benin neben anderen Projekten auch die Dorfkomitees. Weltweit werden nach Schätzungen der UN-Organisation jährlich mehr als 1,2 Millionen Mädchen und Jungen als Arbeitsklaven, Bettler, Hausdiener oder Prostituierte verkauft.

Christina Rau, die Frau des Bundespräsidenten, besuchte Anfang Februar 2003 als Schirmherrin von UNICEF Deutschland verschiedene Projekte in Benin. Sie bewertete die Zusammenarbeit von Regierung und NRO positiv. Ihre Forderung: Aufklärung sei dringend nötig. „Kinderhandel ist ein grausames Geschäft mit der Not. Die Profiteure nutzen Armut und Unwissenheit aus. Die Mädchen und Jungen leiden oft ihr Leben lang unter den körperlichen und seelischen Folgen.“ Adam Zahari fügt hinzu, die Menschen seien heute bereits stärker sensibilisiert. „Das ist ein Erfolg, aber das Problem ist noch lange nicht gelöst.“ Jüngster Beweis: Vor zwei Wochen stoppte die Polizei an der Grenze ein Auto. Darin 18 Kinder, eng zusammengedrängt, die ein Schlepper nach Nigeria schmuggeln wollte.

## **9. Eine eigene Identität finden**

Mit den Kommunalwahlen und der fortschreitenden Dezentralisierung sind längst nicht alle beninischen Probleme gelöst. Eine nur wenig aufgeklärte Gesellschaft, Wahlbetrug, ungeklärte Rollenverteilungen zwischen den neuen Bürgermeistern und den traditionellen Dorfchefs und Königen – die Liste der Hindernisse ist lang. Den Demokratisierungsprozess weiterführen und möglichst viele Menschen an Entscheidungen beteiligen ist ein wichtiges Ziel. Doch gleichzeitig darf das Land nicht seine Traditionen und damit seine Identität über Bord werfen.

Anfang 2001 führte die beninische Regierung ein neues Schulprogramm ein. Statt den Kindern – wie bislang – zunächst beizubringen, welche Schlachten Napoleon schlug, welche Bedeutung die französische Revolution hat, wo Lille liegt und welche verschiedenen Bäume es in Europa gibt, lernen beninische Schüler heute zunächst ihre eigene Geschichte, Geographie und Umwelt kennen. Ein kleiner aber wichtiger Schritt, um den Spagat zwischen Tradition und moderner Demokratie zu schaffen.

## 10. Exkurs nach Burkina Faso

### 10.1 Internationaler Weltfrauentag – Eine Front aus verkrusteten Traditionen

Burkina Faso ist das einzige Land in Afrika, das den internationalen Frauentag zum nationalen Feiertag erhoben hat. Und wenn Robertine ihre Geschichte erzählt, kommt man zu dem Schluss, dass der westafrikanische Staat allen Grund hat, dem 8. März besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Robertine war 15, als ihr Onkel verkündete, dass sie am nächsten Tag den 63 Jahre alten Nachbarn heiraten sollte. Das Mädchen flieht noch am gleichen Abend und findet Schutz bei den Ordensschwestern im Dorf. „Ich hatte solche Angst, dass mein Onkel mich finden würde“, erinnert sich die heute 19-Jährige. Mit einer der Nonnen gelangt Robertine heimlich in die 130 Kilometer entfernte Hauptstadt Ouagadougou, wo sie bei einer Familie als Haushaltshilfe Arbeit findet.

Die Zwangshochzeit, ist ein weitverbreitetes Problem in vielen Ländern Afrikas. Besonders in den Dörfern wählen die Eltern einen oftmals alten aber wohlhabenden Ehemann für die Tochter aus, ohne diese um ihre Meinung zu fragen. Häufig werden die Mädchen bereits im Alter von 10 Jahren versprochen, die Hochzeit findet dann einige Jahre später statt.

Das Gesetz in Burkina Faso verbietet es, einen Menschen zur Hochzeit zu zwingen. Doch in den Dörfern sind die Rechtstexte nur selten bekannt. Zudem bezieht sich das Gesetz, das Zwangshochzeit unter Strafe stellt, nur auf eine standesamtlich vollzogene Hochzeit. In den ländlichen Gebieten aber heiraten die Menschen traditionell im Kreise der Familie und der Dorfgemeinschaft; das Bürgermeisteramt hat für sie keine Bedeutung. Und so handelt es sich dann im rechtlichen Sinne gar nicht um eine Ehe – wodurch der Staat auch kein Recht hat, einzuschreiten.

Die „Association des Femmes Juristes“ kämpft gerade darum, dass die Regierung diese Ungenauigkeit im Gesetzestext ausbessert. Doch selbst wenn es zu härteren Strafen kommt – Robertine liegt nichts daran, dass ein Gericht ihren Onkel verurteilt. Sie hat so oder so das Wichtigste verloren, was ein Afrikaner besitzt: Zwar kommt ihre Mutter sie einmal im Jahr heimlich besuchen, doch von der Familiengemeinschaft ist sie für immer ausgeschlossen, es sei denn, sie kehrt ins Dorf zurück und heiratet den alten Nachbarn, der bereits eine Frau und erwachsene Söhne und Töchter hat. Wer in Afrika von der Familie verstoßen wird, ist Seiltänzer ohne Netz. Was in Europa Pflegeversicherung und Sozialhilfe, ist hier das Geflecht aus Cousins und Tanten, Neffen und Großeltern.

Aus Angst die Sicherheit der Familie zu verlieren, willigen viele Mädchen ein, wenn ihre Väter oder Onkel sie verheiraten wollen. Meistens haben sie

sowieso keine Wahl. Denn wenn sich nicht zufällig, wie im Falle Robertines, eine Ordensgemeinschaft im Dorf befindet, haben die jungen Frauen keinerlei Anlaufpunkt. Denn der Staat hat bislang keine Strukturen geschaffen, um den Mädchen zu helfen, kritisiert Rose Ilboudo, Vorsitzende der „Association Feminine pour la Solidarité et l’Entraide“ in Ouagadougou. Die Organisation setzt sich seit 10 Jahren für die Probleme junger Frauen ein. „Aufklärung tut Not, aber wir müssen auch ganz konkret die Position der Frau in der Gesellschaft stärken“, erklärt Rose Ilboudo. Das heißt: Frauen Lesen und Schreiben lehren, ihnen Zugang zu Kleinkrediten verschaffen und ihnen beibringen, mit dem verdienten Geld richtig umzugehen. Denn je gebildeter ein Mensch, desto besser ist er in der Lage, seine Rechte durchzusetzen. In Burkina Faso liegt die Analphabetenrate besonders unter Frauen mit 87 Prozent erschreckend hoch.

Für die Rechte der Frau kämpft eine unübersichtlich große Anzahl an Organisationen und Vereinen. Allein im Departement Kadiogo um Ouagadougou gibt es mehr als 800 Vereinigungen, die sich häufig zu Netzwerken zusammenschließen. Koordiniert wird ihre Arbeit vom Ministerium zur Förderung der Frau, das 1997 seine Arbeit aufgenommen hat. Die Generalsekretärin des Ministeriums, Jocelyne Vokouma macht sich keine Illusionen: „Die Verfassung meines Landes stellt Mann und Frau gleich, doch in den Dörfern und armen Stadtteilen folgt die Realität nur selten der Theorie“. Burkina Faso muss die Kluft zwischen Modernität und Tradition überwinden: „Ich bin nicht sicher, ob die Menschen schon bereit für Veränderungen sind. Die befreiten Sklaven wussten zunächst auch nichts mit ihrer Freiheit anzufangen“. Zwar habe sich im vergangenen Jahrzehnt, besonders nach der Weltfrauenkonferenz 1995 in Peking, viel getan.

Doch die großen Probleme seien trotz Verbesserungen noch lange nicht gelöst. An Aids erkrankten mehr und mehr Frauen, häufig weil die Männer sich weigern, Kondome zu benutzen. Medikamente zur Behandlung der weitverbreiteten Immunschwächekrankheit bleiben lediglich reichen Schichten vorbehalten. Und das Thema Beschneidung von Mädchen ist nach wie vor eine gängige Praxis.

Mit der gleichen Radikalität, mit der Jocelyne Vokouma den Tatsachen in ihrem Land ins Auge blickt, packen sie und ihre Mitstreiterinnen der Frauen-Organisationen die bestehenden Probleme an. So führen sie in den Dörfern Filme vor, die im Detail zeigen, was bei einer Beschneidung tatsächlich passiert. Sie konfrontieren Mütter und Väter mit Bildern von schreienden Mädchen, mit Blut und Tränen. „Die Beschneidung ist gesetzlich verboten und im vergangenen Jahr verurteilte das Gericht insgesamt vier Frauen zu Haftstrafen“, berichtet Franceline Toe-Bouda, Vorsitzende der „Association des Femmes Juristes“. „Doch wenn wir die Menschen nicht durch einen

Schock, wie ihn die gezeigten Filme auslösen, wachrütteln, gehen die Beschneidungsriten heimlich weiter“.

Wenn Burkina Faso den internationalen Frauentag als nationalen Feiertag begeht, setzt es damit ein Zeichen. Weil dieser Tag die Arbeit von Frauen wie Rose Ilboudo, Jocelyne Vokouma und Franceline Toe-Bouda würdigt, die engagiert und zupackend kämpfen – häufig gegen eine harte Front aus verkrusteten Sitten und Traditionen. Und weil sich an diesem Tag Frauen wie Robertine einfach einmal ausruhen können.

## 11. Notizen aus meinem Benin-Tagebuch

### *Anfang Januar*

Der erste Eindruck von Benin: eine feuchte Hitze als ich aus dem Flugzeug steige. Aber an das Klima habe ich mich schnell gewöhnt.

Erste Schritte in Cotonou: Travellerschecks wechseln und dafür zum ersten Mal auf einem der Mofa-Taxis, den Semijan fahren. In der Bank dann eine nette Begegnung mit einer Beninerin. Sie fragt mich, ob ich den Platz in der Schlange hinter mir für sie reservieren könne. Weil das Warten so lange dauert, wie auf einer deutschen Poststelle am 23. Dezember haben wir genügend Zeit, uns zu unterhalten. Nachdem wir unsere Bankgeschäfte erledigt haben, trinken wir noch an einem Straßenstand zusammen eine Pampelmusenlimonade und tauschen Telefonnummern aus. In den kommenden drei Monaten werden Elizabeth und ich uns öfters treffen.

Tanzfestival in Oidah, einer kleinen Stadt 50 Kilometer von Cotonou entfernt. Wieder merke ich, wie einfach es hier ist, Menschen zu treffen und sich auszutauschen. Neben mir sitzt ein Mann, der mir von seinen Familientraditionen erzählt, wie eine Beerdigung aussieht, welche Bedeutung der Tod in Benin hat.

Erster Praktikumstag. Ich mache mich morgens früh auf zum ORTB, dem staatlichen Radio- und Fernsehsenders Benins. Den Tag verbringe ich eigentlich nur damit, auf Monsieur Agbota zu warten, mit dem ich wegen meines Praktikums von Deutschland aus in Kontakt gestanden hatte. Bei meiner Ankunft um neun Uhr sagt der Pförtner, ich solle einfach warten, Monsieur Agbota käme bald. Das Warten vergeht schnell: Einer der Journalisten hatte Zeit (am ersten Tag habe ich mich noch darüber gewundert, wie großzügig die Menschen hier mit ihrer Zeit sind, nach einer Woche schien es mir bereits normal) und erklärt mir das Programm des ORTB, das sowohl Programme auf Französisch als auch in 18 verschiedenen Sprachen Benins ausstrahlt.

Gegen Mittag ist Monsieur Agbota immer noch nicht aufgetaucht und mittlerweile habe ich erfahren, dass er in einem ORTB-Gebäude am anderen Ende der Stadt arbeitet. Aber bevor ich dorthin fahre, lädt mich der nette Journalist zum Essen zu seinem Bruder ein.

Schließlich stehe ich zwar vor dem richtigen ORTB-Gebäude, doch ist Monsieur Agbota auch hier nicht anzutreffen. Wieder sagt man mir, ich solle warten, er käme gleich. Ich beobachte Echsen, die sich hier auf den warmen Steinen der Mauern sonnen. Und irgendwann schließlich kommt Monsieur Agbota dann. Ich scheine mir schon eine wichtige Eigenschaft für das beninische Leben angeeignet zu haben: Lange Wartezeiten ohne Verzweiflung hinnehmen.

*Ende Januar*

Ich habe meinen ersten Brechdurchfall. Auf zwei Tage im Bett folgen zwei Wochen in der Redaktion, in denen jedes Gespräch mit einer ausgiebigen Diskussion meines aktuellen Gesundheitszustandes beginnt. Aber auch ohne Anlass erkundigen sich die Leute hier gerne nach allem möglichen. Auf „Et la santé?“ folgt häufig ein „et la famille?“, „et le matin?“, „et le travail?“ oder auch „et la fatigue?“. Die Antwort lautet entweder „ca va“, oder aber, etwas beninischer: „on est là“, man ist da.

Der Redaktionsalltag ist in Benin natürlich anders als in Deutschland. An einem Tag gewittert es und der Strom fällt immer wieder aus, eine Katastrophe für ein Radio. Die Moderatorin hatte gerade Studiogäste in ihrer Live-Sendung. Der Strom kam und ging, und seelenruhig fing die Frau immer wieder von vorne an, die einzelnen Gäste vorzustellen. Eine Dreiviertelstunde lang also nur Vorstellen, weil sie immer wieder unterbrochen wurden und dann jedesmal von vorn beginnen musste. Für Fragen blieb dann keine Zeit mehr, da die Sendung zu Ende war. Und auch in der Redaktion nahm man die Stromausfälle gelassen hin: Als das Licht zum ersten Mal ausgeht, scheine ich die einzige zu sein, die das zur Kenntnis nimmt. Alle anderen sprechen einfach im Stockdunkeln weiter, als ob nichts sei.

Noch ein Beispiel für die „kleinen“ Unterschiede zwischen einer beninischen und einer deutschen Redaktion: Beim ORTB-Radio stehen zwei Telefone für ungefähr 15 Journalisten. Mit Telefon Nummer eins kann man nur eingehende Gespräche annehmen, raus telefonieren kann man nicht. Telefon Nummer zwei ist im Normalfall ausgestöpselt und steht in einem Schrank, in dem sich praktischerweise auch das Telefonbuch Cotonous befindet. Unpraktischerweise ist der Schrank abgeschlossen und nur der Chefredakteur hat den Schlüssel. Wer recherchieren möchte, bittet um den Schlüssel und kramt das Telefon heraus.

Sobald man dann aber anfängt, die notierten Nummern abzutelefonieren, steht spätestens nach dem ersten Anruf jemand da, der auch mal schnell

telefonieren muss. Und wenn der Chefredakteur nicht da ist, dann gibt es einfach kein Telefon in der Redaktion. Das ist mindestens täglich mittags der Fall, und mittags heißt in Benin von 12 bis 16 Uhr....

Ich kann während meines Praktikums einige eigene Beiträge machen. Ein Bericht handelt von Dieben im Viertel hinter dem Fussballstadion, die dort regelmäßig Besucher und Anwohner überfallen. Den Verantwortlichen des Platzes fehlen die Mittel, um für eine ausreichende Beleuchtung zu sorgen, und die Stadt weigert sich, einen Polizeiposten aufzustellen.

Nachdem ich den Bericht gemacht habe, ziehe ich innerhalb Cotonous um. Und wie es der Zufall will, befindet sich meine neue Bleibe ausgerechnet hinter dem Stadion. Jeden Abend kralle ich mich nun etwas ängstlich auf dem Zemi-Mofa fest, weil ich immer meinen eigenen Beitrag im Ohr habe.

Aber ich habe die paar Tage im „gefährlichen“ Viertel trotzdem sehr genossen, da ich dort vorübergehend bei Tatjana wohnen konnte, einer beninischen Freundin, die mit der Heinz-Kühn-Stiftung im vergangenen Jahr in Deutschland war. Beninisch wohnen: Man lebt um einen Innenhof herum, die Türen zu den einzelnen Wohnungen sind immer offen, und die Nachbarkinder kommen und gehen, wann sie wollen.

#### *Mitte Februar*

Die erste Phase meines Benin-Aufenthaltes ist vorbei: Ich verabschiede mich vom ORTB. Zur Entspannung fahre ich über das Wochenende nach Grand Popo. Ein Nest am Meer, Palmenstrand und der Fluss Mono, der hier in den Ozean fließt.

Ich übernachtete bei einem Bekannten, dessen Eltern ein kleines Restaurant im Dorf haben. Abends sitze ich mit seinen kleinen Brüdern, Schwestern und Cousins vor dem Haus. Wir erzählen uns Geschichten, Grimms Märchen kommen bei den Kindern richtig gut an. Am Morgen helfe ich der Mutter im Innenhof beim Kochen, schneide Berge von Zwiebeln und Tomaten. Ein schönes Gefühl der Nähe zu den Menschen hier.

Ich reise nach Bopa, einem Dorf im Departement Mono, in dem durch Wahlbetrug ein falscher Bürgermeister gewonnen hat. Der wahre Bürgermeister und seine Leute haben im ganzen Dorf Barrikaden aufgebaut und das Rathaus besetzt, damit der falsche Bürgermeister nicht mit seiner Arbeit beginnen kann. Denn das sollte er eigentlich, da die beninische Regierung für so einen Fall vorsieht, dass der Bürgermeister das Amt aufnimmt, der die meisten Stimmen bekommen hat, egal ob rechtmäßig oder nicht. Und zwar so lange, bis der oberste Gerichtshof sein endgültiges Urteil gefällt hat.

Als wir Bopa verlassen wollen, können wir wegen der Straßensperren und der aufgebrachtten Leute nicht mit dem Busch-Taxi fahren. Also geht es auf Mofas über Schleichwege durch den Busch in die nächste Stadt – ich komme mir wie eine Auslandskorrespondentin im Krisengebiet vor!

Aber der Besuch in dem Dorf war auch kulturell interessant: Ich bin dort mit einem Bekannten gewesen, der für eine NGO arbeitet und den ich während der Wahlen vor vier Wochen kennengelernt hatte. Ich habe ihn danach noch mal getroffen und ihm von meinem Vorhaben erzählt, in einem Dorf zu recherchieren, um zu sehen, ob es innerhalb der traditionellen Dorfstrukturen demokratische Elemente gibt.

Simon kommt aus Bopa und kennt dort vom Dorfcchef bis zur Vodoo-Priesterin (dabei handelt es sich um seine Mutter) alle sehr gut. Bei meinem Besuch im Dorf habe ich zwar auf meine eigentliche Frage noch keine Antwort gefunden, aber dafür habe ich ein bisschen was über den Vodoo-Kult erfahren. Simons Mutter hat mir das „Köpfehaus“ des Dorfes gezeigt: eine kleine Hütte, in der die Köpfe der Verstorbenen vergraben werden, und in dem kleinen Figuren auf dem Boden stehen, die die Toten repräsentieren.

Die Toten werden zunächst normal bestattet. Nach elf Monaten jedoch wird das Grab geöffnet und der Totenschädel herausgenommen und im Köpfehaus vergraben. Wenn der Verwandte in einem anderen Land verstirbt, reicht es aus, wenn man dessen Haare und seine Fingernägel vergräbt.

Wir sind in den Vodoo-Tempel des Dorfes gegangen, eine einfache kleine Hütte, Schummerlicht. Fast der ganze Raum wird von einem Erdhaufen eingenommen, auf dem Kalebassen stehen, in denen sich wiederum kleinere Kalebassen befinden. Darüber verteilt ist eine Masse, die aussieht wie altes Wachs, aber wie ich erfahre, handelt es sich um Dreck mit Schafsblut vermischt. Von der Decke baumeln Schafsköpfe von früheren Opfern. Das ganze nennt sich „Gott des Donners“ und dient dazu, Kontakt mit den Ahnen aufzunehmen.

Simons Mutter nimmt eine Schale mit Wasser, trinkt selbst ein bisschen und verteilt den Rest in die Kalebassen, die jeweils einen Ahnen repräsentieren. Sie spricht in einer Geheimsprache, die nur die Priester kennen. Simon erklärt mir, dass sie die Ahnen fragt, ob sie mich willkommen heißen. Das tun sie.

Kontakt zu den Ahnen nehmen die Menschen hier auf, wenn sie ein Problem haben, eine Frage oder einen Wunsch. Durch Simons Mutter bekommen sie dann eine Antwort. Ich stelle ihr die Frage, ob Journalismus der richtige Beruf für mich ist. Die alte Frau fragt der Reihe nach alle Ahnen und wirft jedes Mal sechs Steine in den Sand, schaut sie an und fängt wieder von vorne an. Es gibt scheinbar ziemlich viele Ahnen, denn das Ganze dauert eine Weile. Dann kommt ihre Antwort: Ich werde eine erfolgreiche Journalistin sein, muss mich aber möglichst häufig in der Nähe von weiblichen Zwillingen, aufhalten und immer nett zu ihnen sein. So so! Ich habe die ganze Zeit überlegt, aber ich kenne kein einziges weibliches Zwillingpaar. Da muss ich unbedingt welche finden, sonst kann ich sofort, wenn ich zurück in Deutschland bin, mit der Umschulung beginnen.

*Anfang März*

Ein kleiner Exkurs nach Burkina Faso, um dort zur Stellung der Frau in der Gesellschaft zu recherchieren. Ein interessantes Land mit sehr gastfreundlichen Menschen. Hier habe ich es zum ersten Mal in Afrika erlebt, dass etwas nicht zu spät, sondern zu früh stattfindet. Der Bus, mit dem ich von Ouagadougou nach Benin zurückfahren will, ist einfach eine halbe Stunde zu früh abgefahren.

Ich stehe also morgens um viertel vor sechs an diesem Busbahnhof und der Bus ist schon weg. Ärgerlicherweise gibt es erstens nur insgesamt zwei Busse pro Woche und zweitens läuft an diesem Tag mein Visum für Burkina aus. Ich habe also ein Interesse, irgendwie in diesen Bus zu gelangen.

Aus zwei Monaten in Westafrika weiß ich, dass Busse bald nach der Abfahrt erst mal Halt machen, Zoll oder Polizei stehen am Stadtrand und kontrollieren die Papiere. Ich rase also auf einem Mofataxi zu diesem Haltepunkt, eine ziemliche Strecke. Aber auch hier ist der Bus schon durch und ich bin etwas verzweifelt.

Aus dieser Verzweiflung heraus habe ich dann ohne groß nachzudenken, einen Jeep angehalten, in dem ich einen Weißen und leere Plätze erblickt hatte. Ein französischer Arzt, der auf dem Weg zu einer Safari ist, Richtung Benin! Wir versuchen den Bus einzuholen, was uns nach einigen hundert Kilometern auch gelingt. Während dieser Autofahrt habe ich eine Gehirnwäsche erhalten und finde nun, dass es echt super ist, Büffel tot zu schießen ... ich habe überhaupt keine Chance zu argumentieren, weil der französische Hobbyjäger mit einer „Amnesty-International-Anti-Jagd-Frau“ verheiratet ist und JEDES meiner Argumente abschmettern kann. Ich habe dann nur noch ja zu allem gesagt und war total dankbar, als ich schließlich in meinen Bus steigen konnte, eingequetscht zwischen zwei dicke afrikanische Mamas.

Die rechts neben mir hat dann ebenfalls auf mich eingeredet und ich konnte mich nicht wehren: Sie wollte, dass ich ihrem jüngsten Sohn, einem Elektriker, helfe, in Deutschland zu arbeiten. Sie fing mit ganz harmlosen Fragen nach meiner Familie an und ich ahnte schon, als sie sich sehr für meinen Bruder interessierte, worauf das ganze hinauslaufen würde: Ob mein Bruder nicht ihren Sohn zu sich nehmen könnte?!

Hier in Afrika läuft das tatsächlich so. Ich versuche die Leute dann immer abzuschrecken: In Deutschland sei es kalt, eiskalt, und die Menschen da seien manchmal auch etwas kalt zueinander und zudem sprächen alle deutsch. Aber das interessiert irgendwie niemanden, weil alle wissen, dass man in Europa selbst mit Hilfsjobs soviel Geld verdienen kann, um hier in Afrika ganze Großfamilien durchzubringen.

Ich musste die Adresse der Frau notieren und versprechen, ihr zu schreiben, ob mein Bruder ihren Sohn zu sich nehmen will. Aber ich habe ihr

gesagt, dass das wahrscheinlich nicht ginge, da mein Bruder sehr sehr arm sei... Überhaupt werde ich hier häufig zum Lügen gezwungen: Ziemlich oft bin ich verheiratet und habe drei Kinder, um mich vor heiratswilligen Beninern zu retten.

In Nordbenin verbringe ich eine Woche in einem kleinen Dorf ohne Strom und fließendes Wasser. In Pèrèrè-Gourou gibt es einen Amerikaner, der vor fünf Jahren mit der Organisation Peace-Corps (ein Programm, das junge Amerikaner für zwei Jahre für soziale Einsätze in Entwicklungsländer sendet) anfing, dann auf drei Jahre verlängerte und schließlich bis heute geblieben ist, um eine NGO aufzubauen, die heilige Wälder und Stätten in der Gegend schützt. Ryan spricht die Sprache der Bariba, der Volksgruppe in dieser Region.

Er hat ein unglaubliches Wissen über die Menschen im Dorf, ihre Geschichten und Traditionen. Ich spreche mit dem Dorfchef und dem neugewählten Bürgermeister, der nicht verstehen will, dass ich keine Entwicklungshelferin bin und immer wieder fragt, was ich für Pèrèrè tun könnte. Die Krankenstation zum Beispiel müsse dringend renoviert werden.

#### *Ende März*

Ich verbringe ein paar letzte Tage in Cotonou, mache noch einige Interviews und beginne, Abschied zu nehmen. Die drei Monate in Benin waren für mich eine sehr horizont-erweiternde Zeit. Dafür möchte ich mich bei der Heinz-Kühn-Stiftung und den Beninerinnen und Beninern, die mich so freundlich aufgenommen haben und an ihrem Leben teilnehmen ließen, ganz herzlich bedanken!